

Marissa Izma?



Marissa Izma vor dem Haus ihrer Gasteltern im sambischen Dorf Kibombomene

Foto: Daniela Meyer für DIE ZEIT (2. großes Bild, kl. Bild u.); REA/Financial Times/laif (kl. Bild m.)

Jenseits von Kanada

Von der Touristin zur Entwicklungsunternehmerin: Wie eine Sportstudentin in Sambia eine Schule baut VON DANIELA MEYER

Man muss kein Arzt sein, um zu sehen, dass der Arm des Mädchens gebrochen ist. Unterhalb des Ellenbogens steht er in schrägem Winkel von ihrem Körper ab. Die Hand baumelt schlaff. Es ist die rechte. Die, mit der Sam begonnen hat, Schreien zu lernen.

In Kibombomene, einem sambischen Dorf an der Grenze zum Kongo, haben sich an diesem Morgen vor der Lehmhütte, in der Sam mit ihren Schwestern und der Großmutter lebt, Dutzende Menschen versammelt. Unter ihnen fällt eine sommersprossige Frau auf, deren Haut trotz brennender Sonne fast milchig weiß ist. Ihr rotes Haar hat sie zu einem wirren Knäuel am Hinterkopf festgesteckt. Sie trägt eine braune Pluderhose. Um ihre Schultern flattert ein buntes Tuch.

Mapalo nennen die Einheimischen die Weißen mit der spitzen Nase. Marissa Izma ist ihr bürgerlicher Name. Vor drei Jahren war die 26-jährige Kanadierin in Kibombomene aufgetaucht, hatte sich umgesehen und war wieder verschwunden. Man hatte lange von ihr gesprochen, verirrten sich Weiße doch sonst nie an diesen einsamen Ort im afrikanischen Busch. Umso überraschter waren die Dorfbewohner, als Marissa ein Jahr später bei einer der Familien einzog. Sie kaufte Land und verkündete, sie werde darauf eine Schule errichten.

Mit ihrer besten Freundin hat sie eine Hilfsorganisation gegründet

Das Haupthaus ist schon fertig, drei weitere Klassenräume sind im Bau. Steine werden von einheimischen Maurern aus roter Erde, Wasser und etwas Zement hergestellt. Derzeit ruhen die Arbeiten. Marissa wartet auf Zement, der längst geliefert sein sollte. »Das ist Afrika«, sagt sie. 200 Säcke hat sie bestellt, für je 15 Dollar. Einen Teil der Arbeiten finanziert sie aus eigener Tasche. 15 000 Dollar hat sie sich mithilfe ihrer Eltern von der Bank geliehen und eingebrochen. 30 000 Dollar hat das Projekt bislang gekostet. Sie hofft, bald alles über Spenden finanzieren zu können. 300 000 Dollar sollen insgesamt investiert werden. Neben der Schule sind Schlafsaile für Kinder aus entlegenen Dörfern und eine Krankenstation geplant.

In ihrer Heimat Kanada hatte Marissa eine Hilfsorganisation gegründet: Same World Same Chance. Sie leitet sie gemeinsam mit ihrer besten Freundin Kim Hurley und einem Vorstandskomitee aus 14 Sambiern und sechs Kanadiern. Ihr Ziel: der sam-

bischen Landbevölkerung einen Zugang zu weiterführender Bildung verschaffen.

Dass das Vorhaben nötig ist, wird deutlich, wenn man die einzige Schule der Umgebung sieht. Vom Dorf ist das Lehmhaus in einem einstündigen Fußmarsch zu erreichen. Die Kinder werden im Schichtdienst unterrichtet. Eine Gruppe kommt morgens, eine am Nachmittag. Nicht selten drängen sich mehr als 100 Schüler in einer Klasse. Sie hocken auf dem Boden vor der verbliebenen Tafel. Die weiterführende Schule ist 50 Kilometer entfernt, für die Kinder der Gegend unerreichbar.

Die Regierung habe das Schulsystem vernachlässigt, sagt Marissa. 2009 wandte Sambia 2,8 Prozent seiner Wirtschaftsleistung für Bildung auf.

Zum Vergleich: Deutschland investiert 6,1 Prozent.

Präsident Rupiah Banda hat versprochen, bis 2030

allen Bürgern nachhaltiges Lernen zu ermöglichen

und den Fachkräftemangel zu bekämpfen.

Das Budget soll auf fünf Prozent erhöht werden.

»Ein Witz«, sagt Marissa, »das würde reichen, um ein gutes System aufzuschuzzierten. Aber nicht, um von null zu starten.« Die Regierung röhme sich einer fast 100-prozentigen Einschulungsrate. »Dass viele in der dritten Klasse ihren Namen nicht schreiben können, erwähnt niemand.«

Als Rucksacktouristin war Marissa 2007 gemeinsam mit Kim Hurley nach Sambia gekommen. In einer Bar in der Hauptstadt Lusaka hatten sie Mitglieder einer lokalen Hilfsorganisation kennengelernt. »Sie luden uns ein, eine Dorfschule zu besichtigen«, sagt Marissa. 580 Kilometer ging es über eine Schlaglochstraße – die einzige Straße, die Lusaka mit dem Norden verbindet. Damals war sie 23 Jahre alt und zum ersten Mal in Afrika. Von der Welt hatte sie nicht viel gesehen. »Mein Leben war so normal«, sagt sie, »es gibt kaum etwas zu berichten. Sie sei in einer Einfamilienhaussiedlung aufgewachsen. Sie sei in der Kleinstadt Stratford, Ontario. Ihre Mutter ist pensionierte Lehrerin, ihr Vater arbeitet als Bühnensteller. Sie hat einen Bruder.«

Der Tag, an dem sie in Kibombomene eintraf, habe sich angefühlt, als sei sie aus dem gepflegten Vorgarten ihres Elternhauses direkt auf den staubigen Dorfplatz mit Hühnern, dürren Hunden und zerfransten Strohhütten katapultiert worden. Der Campus ihrer Uni, an der sie damals Sport studierte, der immer frisch gemähte Rasen – all das war plötzlich unvorstellbar weit entfernt. »Ich fühlte mich überrumpelt.« Sie überlegt, zupft an einer losen Naht ihres verwaschenen Shirts. Dann sagt sie: »Falsch informiert trifft es besser. Mir ist klar geworden, wie selbstverständlich alles für mich ist.«

Ihre Eltern hätten alles bezahlt – Sportkurse, eine gute Highschool, die Uni. »Ich konnte mich verwirklichen.« Mit Blick auf die siebenjährige Sam, deren Arm von diskutierenden Dorfbewohnern untersucht wird, fügt sie hinzu: »Und wenn ich einen Arzt brauchte, war einer zur Stelle. Hier überlegen die Leute, ob sie sich die Fahrt ins Krankenhaus leisten können. Häften wir nicht zufällig heute ein Auto hier, würde der Arzt so heilen müssen und Sam vielleicht zum Krüppel werden.« Marissa hofft, dass die kleine Nachbarin ihre Schule besuchen wird. »Wer weiß, vielleicht wird sie das erste Kind aus Kibombomene, das studiert.«

Hier wird an einem Tag mehr gelacht als in Kanada in einer Woche

Bei ihrem ersten Besuch im Dorf habe sich zuerst niemand getraut, mit ihr zu sprechen, erzählt sie. Aber dann sei es nur so aus den Leuten herausgesprudelt. »Ich wollte wissen, was sie sich wünschen«, sagt Marissa. Der Mann, der von der lokalen Sprache Bemba ins Englische übersetzt, sei kaum nachgekommen. »Natürlich gab es einige, die einfach Geld wollten«, sagt sie. Sie habe aber herausgehört, dass vor allem zwei Dinge fehlten: Bildung und Gesundheitsversorgung.

Dabei hatte es für die Entwicklung Sambias

einmal gut ausgesehen. Nach der Unabhängigkeit

1964 wurde der größte Wirtschaftszweig, der Bergbau, verstaatlicht. Die Exporteinnahmen steckten

die Regierung eine Zeit lang in Straßen, Krankenhäuser und Schulen. Sambia war das zweitreichste

Land südlich der Sahara. Ein Hoffnungsträger in

Afrika. Heute gehört es mit einem Bruttoinlandsprodukt (BIP) von 1000 Dollar pro Kopf zu den

ärtesten Ländern der Welt.

Das Schulsystem besteht aus einer siebenjährigen Grundschule, die seit 2002 gebührenfrei ist, einer fünfjährigen Sekundarstufe sowie dem Hochschulwesen. Weiterführende Schulen sind gebührenpflichtig und vielerorts nicht erreichbar. Laut Unesco beenden 93 Prozent der Kinder die Grundschule, in die weiterführende schaffen es nur 39 Prozent der Mädchen und 47 Prozent der Jungen. Das Schüler-Lehrer-Verhältnis ist 51 : 1. Fast jeder fünfte Sambier ist mit dem HI-Virus infiziert. Unter der Bevölkerung von 11,9 Millionen gibt es 700 000 Vollwaisen. Eine von ihnen ist Sam. Marissa trägt das verletzte Mädchen zum Auto. Die Fahrt ins Krankenhaus kostet nichts, hat sie der Großmutter versichert. »Wir leben zwischen den Minenstädten Solwezi und Kitwe, mitten im Kup-

fergürtel«, sagt sie, »im größten Bergaugebiet Afrikas. Man könnte meinen, das hätte ein wenig Wohlstand gebracht.« Doch der Großteil der Gewinne fließt an Unternehmen mit Sitz in den USA, Australien und neuerdings China. Im Dorf gibt es kein fließendes Wasser, keinen Strom. Mit Trinkwasser versorgen sich die Bewohner über selbst gegrabene Brunnen. Essen wächst im Garten.

Zweimal in der Woche fährt Marissa per Anhalter, meist auf der Ladefläche eines Trucks, fast 120 Kilometer nach Solwezi und zurück. Sie schreibt Mails, telefoniert mit ihren Eltern und mit Kim, die noch in Kanada studiert und die Geschäfte von dort aus führt. Sie trinkt eine Cola, und wenn das Geld reicht, kauft sie ihren Gastgeschwistern ein Glas Erdnussbutter. »Darauf sind die ganz scharfe«, sagt sie. »Ohne meine Gastfamilie würde ich es nicht schaffen. Sie haben mich aufgenommen wie eine Tochter.«

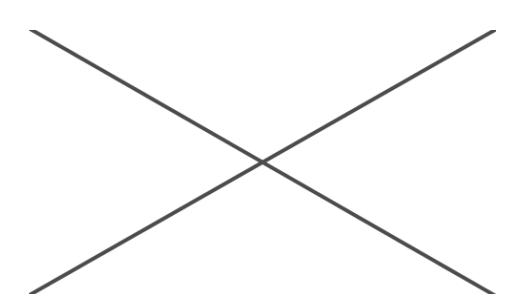
Marissa hat ihr eigenes Zimmer. Es ist winzig, möbliert mit Bett und Moskitonetze. Wände und Boden sind aus rotem Lehm. »Ich muss keine Miete zahlen«, sagt sie. Aber sie geben der Familie Englischunterricht und helfen im Haushalt. Seit Kurzem darf sie das Nationalgericht Shima kochen – einen faden Brei aus Maismehl, der wenigstens satt macht.

»Sie haben behauptet, nur Einheimische könnten das«, sagt sie. »Dabei muss man nur heißes Wasser mit Mehl mischen.«

Die Fahrt ins Hospital dauert eine Stunde. Röntgen, Richten und Eingipsen des Arms kosten 15 Dollar. Obwohl sie Schmerzen hat, weint Sam nicht. »Die Dorfkinder müssen tapfer sein«, sagt Marissa. Sie fügt hinzu: »Ich bedaure die Menschen nicht. Sie brauchen Hoffnung, kein Mitleid.« Es sei oft schlimm, was man hier sehe. »Trotzdem wird in Kibombomene an einem Tag mehr gelacht als in Kanada in einer Woche.«

Marissa hofft, bald genug Sponsoren zu haben, damit die Schule nicht mehr von ihrem Geld abhängt. Anfangs sei es schwierig gewesen, Spenden zu sammeln. »Sambische NGOs haben wegen der Korruption einen schlechten Ruf«, sagt sie. »Kim und ich verdienen hier keinen Cent.« Ihre Eltern unterstützen sie, obwohl sie ihr erst die Idee hatten ausreden wollen. Wenn Marissa Izmas Schule fertig ist, werden 300 Kinder aus der Umgebung die Chance erhalten, einen weiterführenden Abschluss zu machen. »Seit Marissa zu uns kam, ist erstmal etwas passiert, das uns Anlass zu Hoffnung gibt«, sagt ihr Gastvater. »Für uns ist sie Mapalo.« Auf Bemba heißt das Segen.

Reich nur an Kupfer



Ihre Abhängigkeit von den Rohstoffpreisen macht Sambias Wirtschaft instabil. Das Land erwirtschaftet über die Hälfte seines Bruttoinlandsprodukts im **Bergbau** (Foto oben: chinesischer Arbeiter in einer Mine von Konkola Copper Mines). Die starken Schwankungen des Kupferpreises sorgen daher für phasenweise hohe Arbeitslosigkeit sowie Planungsunsicherheit bei Staat und Investoren.

Trotz der weltweiten Wirtschaftskrise wuchs Sambias Wirtschaft 2009 um 6,3 Prozent, die **Inflationsrate** lag bei 9,9 Prozent. Für 2010 und 2011 wird ein Wirtschaftswachstum von je sechs Prozent erwartet. Für eine nachhaltige Reduzierung der Armut wären laut Auswärtigem Amt jedoch mindestens sieben Prozent Zuwachs erforderlich.

Die hohe HIV-Infektionsrate, eine schlecht ausgebauten Infrastruktur und Korruption hemmen die Entwicklung. So leben nach Schätzung der Weltbank zwei Drittel der Sambier von weniger als 1,25 Dollar am Tag. Die schwache Wirtschaft beeinträchtigt seit Langem das Bildungssystem. Seit 2002 ist die **Alphabetisierungsrate** um mehr als zehn Prozentpunkte gesunken. Nur noch 67,9 Prozent der Sambier verfügen heute über Schreib- und Lesefähigkeiten.

Mit ihrer Schule will Marissa Izma einen Beitrag leisten, die Chancen von sambischen Landkindern verbessern zu helfen. Die Dorfbewohner (unten) helfen bei der Arbeit. DM

